

Christian Esch, Direktor des Städteverbundes NRW Kultursekretariats, hat offenen Brief an die Kanzlerin mitgeschrieben

Ohne öffentliche Gelder hätte es Pina Bausch in Wuppertal nicht gegeben

Das Gespräch führte
Monika Werner-Staude

Kultur und Kreativwirtschaft haben mit fast 170 Milliarden Euro Umsatz, knapp 260 000 Unternehmen und 1,7 Millionen Mitarbeitern (Zahlen von 2018) eine enorme gesamtwirtschaftliche Bedeutung. Darüber hinaus sind sie „Sinnstifter als Träger geistiger und gesellschaftlicher Werte, gerade in Zeiten der Krise“. In einem offenen Brief an Bundeskanzlerin Angela Merkel appellieren NRW Kultursekretariat (Wuppertal) und Kultursekretariat NRW (Gütersloh), sich in der Corona-Krise für die Kultur stark zu machen (und sie nicht stillzulegen). Im Gespräch mit der WZ erklärt Christian Esch, Direktor des Städteverbundes NRW Kultursekretariat, den Hintergrund des Briefes und warum Wuppertal ein gutes Beispiel für Probleme und Bedeutung kultureller Förderung ist.

Finden Sie es richtig, dass die Kultureinrichtungen seit November geschlossen sind?

Christian Esch: Ich wüsste keine Alternative. Natürlich sehe ich den Primat der Konsumwirtschaft, aber ich bin kein Virologe und kann deshalb nicht sagen, dass es falsch ist.

Anfänglich wurde Kultur der Freizeit zugeordnet.

Esch: Das sagt viel aus, ist aber mittlerweile, auch durch den Einfluss des Kulturrats, geändert worden.

Welche Bedeutung hat die Kultur?

Esch: Neben der wirtschaftlichen Bedeutung ist sie noch viel wichtiger als Ideen- und Erlebnisraum der Verständigung und Auseinandersetzung für unsere Gesellschaft und ihrer Zukunft. Insofern ist sie zwar nicht in einem Sinne systemrelevant wie etwa zurzeit Krankenschwestern oder Pfleger, aber doch ganz wesentlich, z.B. für die Frage: Wie wollen wir miteinander leben?

Blicken Sie noch durch, was in der Kultur gerade erlaubt ist und was nicht?

Esch: Geht denn überhaupt irgendetwas, außer dem Digitalen? Immerhin gibt es noch die außerschulische Bildung, wenn etwa Schüler das Schauspielhaus Düsseldorf im Rahmen eines Projekts besuchen. Wenn man daran denkt, dass sonst Theater das ist, ist das schon etwas paradox – aber erfreulich.

Sie haben einen offenen Brief mit sieben Denkanstößen für einen Dialog an Angela Merkel geschrieben. Haben Sie eine Antwort?

Esch: Wir warten darauf. Aber in einem Podcast hat die Kanzlerin ausdrücklich die Kultur erwähnt. Vielleicht haben wir dazu beigetragen?

Hätte Ihr Appell nicht schon früher erfolgen müssen?

Esch: Ist er ja auch – schon im April haben wir in einer Verlautbarung im Wesentlichen das angemahnt, was wir jetzt im offenen Brief fordern.

Wie ist es um die Lobby der Kultur Ihrer Meinung nach beschaffen?

Esch: Wir werden schon mehr gehört als vor einem Jahr. Die Kultur hat durchaus eine Lobby, aber die reicht noch nicht aus. Ich habe als „Kommunaler“ große Sorge, was passiert, wenn die Corona-Gelder nicht mehr fließen. Zwar hat der Bund den Kommunen 130 Milliarden Euro für 2020/21 gegeben, aber die Altschulden bleiben, so dass sie sich kaum bewegen können. Also sind als erstes wieder die freiwilligen Leistungen und da die Kultur betroffen. Dabei werden so nur Kleinbeträge eingespart, die in keiner Relation zum nachhaltigen Schaden stehen, den die Einsparungen anrichten.

Wie würden Sie die Situation im Kulturbereich beschreiben?

Esch: Sie ist problematisch, um nicht zu sagen: gerade für die Soloselbständigen tragisch. Viele Künstlerinnen denken darüber nach, ob sie überhaupt weitermachen können. Besonders die Freie Szene leidet. Wir müssen deshalb proaktiv sein, werden im April auf einer Tagung mit Kulturrat NRW und Städtetag NRW den Blick in die Zukunft richten. Wir müssen überlegen, wie wir die Kultur besser sortieren können.

Fließen also zu wenig Corona-Gelder in die Kultur?

Esch: Vom Land NRW wurde, wie von uns im Kulturrat angeregt, ein Stipendienprogramm eingerichtet, das direkte Hilfe für Soloselbstständige gibt, die nicht mit anderen Kosten verrechnet wird. Das ist Teil des umfangreichen Kulturstärkungsprogramms NRW. Es geschieht schon eine Menge. Auch der Bund ist aktiv: Kulturstaaatsministerin Grütters fordert aber zu Recht mehr Geld für die Kultur. Aber es reicht noch nicht, gerade



Christian Esch ist Direktor des NRW Kultursekretariats mit Sitz in Wuppertal.

Fotorechte: NRW Kultursekretariat

mit Blick auf das schwierige nächste Jahr.

Glauben Sie, dass sich die Kulturlandschaft langfristig verändern muss, weil bestimmte Modelle nicht mehr funktionieren?

Esch: Die Kulturlandschaft, ihre Einrichtungen und Begriffe werden sich ändern. Die Trennung in Kultursegmente, hier Hoch-, da Nicht-Hoch-Kultur, hier öffentlich geförderte, dort nicht geförderte Kultur, muss kritisch durchdacht werden. Kultur stellt in Frage, will verändern, also muss sie das auch bei sich selbst tun. Was aber nicht aufgegeben werden darf, ist die institutionelle Förderungen.

Wie schätzen Sie die Lage in Wuppertal ein?

Esch: Die Kultur hier hatte sicherlich schon bessere Zeiten. Die Stadt ist ein gutes Beispiel für die schwierige Lage der Kommunen. Sie ist durch Überschuldung und Strukturwandel in schwersten Nöten, ohne das unbedingt selbst verantworten zu müssen. Es wäre auch für die Zukunft kurzfristig, die ohnehin niedrigen Kulturausgaben zu kürzen. Übrigens ist Kultur auch für die Attraktivität der Stadt für die Ansiedlung von Unternehmen

Offener Brief

In dem Brief werden sieben Denkanstöße formuliert: „Im Namen der Städte und Gemeinden möchten wir Denkanstöße für die kulturpolitische Weichenstellung zum Schutz der Kultur formulieren und dazu in einen engen Dialog kommen: Die bestehende kulturelle Infrastruktur muss mit vereinten Kräften erhalten bleiben. Sie darf nicht den künftigen Sparzwängen zum Opfer fallen! Bund, Länder und Kommunen müssen in engem Schulterschluss einen nachhaltigen Rettungsschirm über die Kultur spannen, der eine Fortsetzung der in 2020 etablierten Hilfsmaßnahmen über die kommenden fünf Jahre (mindestens) für den Erhalt der kulturellen Infrastruktur gewährleistet. Es bedarf abgesicherter Unterstützungs-

maßnahmen. Bund und Länder müssen die Kommunen in ihrer Verantwortung, die kulturelle Daseinsvorsorge zu erhalten, maßgeblich flankieren, unterstützen und bestärken. Es bedarf auf übergeordneter Ebene differenzierter Vorgehensweisen bei der Wiedereröffnung von Kultureinrichtungen. Das große Potenzial der Kultur für die Innenstadtentwicklung muss in den kommenden Jahren stärker entfaltet werden. Neue sparten- und ressortübergreifende Kulturformate müssen gefördert werden, die eine breite Beteiligung ermöglichen. Außerschulische Bildungsangebote in Kultureinrichtungen müssen gestärkt und entsprechende Kooperationen mit Schulträgern verlässlich ausgebaut werden.

sind hochwertige Kultur- und Bildungsangebote nachweislich wichtig. Wenn wir immer wieder internationale Gäste im Kultursekretariat begrüßen, fragen sie oft als erstes nach Pina Bausch. Sie hätte in

Wuppertal nicht ihr Tanztheater erschaffen können, wäre vielleicht weggegangen, wenn sie hier nicht öffentliche Gelder bekommen hätte. Deshalb ist auch das Pina Bausch Zentrum so wichtig.

Matthias Buth veröffentlicht „Die weiße Pest“

Trost und Skepsis in Corona-Gedichten

Von Daniel Diekhans

Neue Gedichte

Matthias Buths „Die weiße Pest – Gedichte zu Zeiten der Corona“ ist beim Berliner Verlag PalmArt-Press erschienen. Das Nachwort von Torsten Voß stellt die neuen Gedichte in den Kontext der Literaturgeschichte. Der Band enthält 266 Seiten und kostet 24 Euro. ISBN 978-3-86356-294-6

Mehr denn je beherrscht Corona die Schlagzeilen. Daran arbeiten sich aber längst nicht mehr nur Politiker und Journalisten ab. Auch Schriftsteller kommen am alles dominierenden Thema nicht vorbei. Vertreter aller Genres setzen ihre Wortkunst ein, um das eigene Verhältnis zur Pandemie zu klären.

Der Lyriker Matthias Buth versammelt in seinem jüngsten Band „Gedichte zu Zeiten der Corona“. Der Buchtitel „Die weiße Pest“ stellt die Verbindung zu den Pandemien der Vergangenheit her und macht zugleich den Unterschied klar. Anders nämlich als der „Schwarze Tod“ des Mittelalters sei Covid 19 lange eine abstrakte Bedrohung gewesen – „weiß und unsichtbar“, wie es im Schlüsseltext „Pest“ heißt.

Dass Corona und die Folgen den 1951 in Wuppertal geborenen Autoren „existentiell bedrängen“, vermittelt sich nicht nur in den insgesamt 240 Gedichten. „Grauenhaft“ nennt er im Gespräch das einsame Sterben in den Intensivstationen. Sein lyrisches Ich ahnt die „zweite Welle“, die „nicht kommen soll“. „Doch die Dünen warten/ Auf die weiche Umarmung.“

In der Sammlung finden sich auch naturlyrische Zeilen

An anderer Stelle wird der Virus mit einem „Asteroideneinschlag“ verglichen, der die Erde bis heute erschütterte. Dabei kann das Ich im Gedicht nicht nur Metapher, sondern auch Klartext. Den Verharmlösen und Leugnern entgegen die Zeilen aus „Sicherheit“. „Corona bleibt und wird uns nicht verlassen/ Gleich ob Chinas Labore es gewesen/ Oder Fledermäuse es weitergaben“.

Monothematisch ist die Gedichtsammlung allerdings nicht. Da findet sich auch Naturlyrisches in der Tradition von Günter Eich und Peter Huchel – so als habe die Zeit im Lockdown den Dichterblick für das Allerkleinste noch geschärft. Es gibt eine umfangrei-

che Hommage an die Kathedrale Notre-Dame, die im April 2019 in Flammen stand. Im Nachwort spricht Torsten Voß, Germanistik-Dozent an der Bergischen Universität, von einem vielfältigen „Erlebnis- und wohl auch Erinnerungsraum“ unter dem Eindruck von Corona.

Den Literaturwissenschaftler lernte Buth nach einem Vortrag auf dem Campus Griffenberg kennen und merkte schnell, „dass wir uns was zu erzählen haben.“ Überhaupt ist der „Dichter-Jurist“ immer wieder gern an der Wupper auf Besuch, obwohl er schon viele Jahre im Kölner Umland wohnt. Seinem Bekannten Voß zeigte er auch das Zoovierteil, in dem er aufgewachsen ist. Diesen Wurzeln sind die Gedichte „Sonnborn“ und „Wir Trümmerkinder“ gewidmet. Letzteres wurde für den Kollegen Jörg Aufenanger geschrieben, der seine Nachkriegsjugend auf der Kaiser-Wilhelm-Allee ebenfalls in Literatur verwanbelt hat.

Die Prägung durch ein christliches Familienleben zieht sich wie ein Leitmotiv durch „Die weiße Pest“. Dabei steht Tröstliches („Das Kreuz schweigt uns ab/ Und will uns warmen“) neben skeptischen Worten gegenüber den offiziellen Kirchenvertretern. Wenn hier Papst Franziskus den Ostersegen erteilt, „niemand ihm gegenüber“, erscheint er als Sinnbild der Isolation. Auch wer der kritischen Sichtweise nicht folgen möchte – für eine intensive, anregende Lektüre sorgen Buths neue Gedichte allemal.



Matthias Buth präsentiert Verse zu Corona.

Archivfoto: Stefan Fries

Künstler Stefan Jung hat Kollegen aufgerufen, sich mit seinem Projekt auseinanderzusetzen – die Ergebnisse sind jetzt online einzusehen

„Bananen für Wuppertal“ bilden spannendes Gesamtkunstwerk

Von Lilo Ingenlath-Gegic

Großformatige Elefanten schauen im Oktober auf Passanten. Diese Intervention, bei der gelbe Elefanten die Rathaus Galerie bevölkerten, war nur der erste Teil des multimedialen Kunstprojektes von Sebastian Jung, das in Anbindung an das Ausstellungsprogramm „Zehn Jahre Neuer Kunstverein Wuppertal“ stattfindet. Mit den Elefanten verließ der 1987 in Jena geborene Künstler den Kunst- und brachte die Kunst in eine neue Öffentlichkeit. Nun führt er die Kunst in einem aufwendig vorbereiteten Internetauftritt zurück in den Raum, auf die Seite www.bananen-wuppertal.de.

Zu einem Think Tank, der diese multimediale Ausstellung eröffnet, wurden zwölf Auto-

rinnen und Autoren eingeladen, ihre Sicht auf das Projekt mit einer eigenen Frage und eigenen Erfahrungen zu verbinden. Die elf Texte des Think Tanks umkreisen die Themen Ost/West, Stadtentwicklung und Transformation aus ganz verschiedenen Perspektiven. Manche bewegen sich in konkreten Feldern, andere im Bereich des Abstrakten. Gemeinsam eröffnen die kurzen, prägnanten Texte (Lesedauer jeweils etwa zwei Minuten) ein Spektrum an Möglichkeiten des Denkens und Handelns. Es ist dem Künstler Sebastian Jung und dem Kurator Alexander Wagner gelungen, eine hochkarätige Gruppe mit sehr interessanten und unterschiedlichen Sichtweisen auf das Projekt zu gewinnen.

So spricht beispielsweise die Soziologin Saskia Sassen im In-



Künstler Sebastian Jung begann sein Projekt mit Elefanten in der Rathaus Galerie.

Archivfoto: Stefan Fries

terview mit Alexander Wagner über Transformation und globalen Wandel in mittelgroßen Städten. Die Politikwissenschaftlerin Judith C. Enders schreibt über das Geschlechterbild der Ostdeutschen Frauen und äußert die These „Ostdeutsche Powerfrauen

transformieren verstaubte Geschlechterverhältnisse“.

Der bekannte Medienunternehmer und Kunstsammler Christian Boros, der mit seiner gemeinnützigen Boros Foundation zeitgenössische Kunst fördert und unterstützt, schreibt über die Notwendigkeit etwas

zu tun, die aus dem Notstand erwächst. „Wuppertal bietet einen guten Nährboden hierfür – mit seiner langen Tradition in Design und Kunst, mit seinen vielen kreativen Köpfen, die hier und heute etwas grundlegend verändern wollen, aber eben auch mit dem Leer-, Still-, Miss- und Notstand, den es hier gibt“, meint Boros.

Auch Wuppertaler Stimmen sind im Think Tank vertreten: Der Philosoph Peter Trawny schreibt über die „Grenz-Erfahrung“ der Nacht vom 9. November 1989. Die Biologin Christa Liedtke und die Geographin Carolin Baedeker, beide in leitender Position am Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie, schreiben zum Thema „Einfluss der Covid-19-Pandemie auf unser Konsumverhalten“.

Die äußerst komfortabel auf-

bereite Ausstellung, die zum Lesen und zum Diskurs einlädt, wird sicherlich auch überregional auf Interesse stoßen. „Wir alle, ob in Ost oder West, knapsen an den gleichen Fragen“, sagt Jung, und es gelingt ihm, ein komplexes Thema plakativ und spannend aufzubereiten.

Überaus lesenswert ist auch der Essay „Vom Langen Marsch der Elefanten von Leipzig nach Wuppertal“ von Heinz-Norbert Jocks. Der Journalist, Kunstkritiker und Publizist ordnet das Gesamtkunstwerk ein und beschreibt Sebastian Jungs künstlerischen Anspruch ebenso wie die „langsame Agonie der Passagen“.

Diesen zweiten Teil seines Kunstprojektes für den Neuen Kunstverein hatte Sebastian Jung von Anfang an online geplant. „Ich denke immer zwei-

fach“, sagt er, und kann dies mit vorherigen multimedialen Projekten belegen. „Das hat auch den großen Vorteil, dass in einer Zeit, in der Ausstellungsräume geschlossen sind, nichts geändert werden muss“, sagt er. Die einzige Änderung ist der Verzicht auf das Gespräch zwischen Sebastian Jung und Kurator Alexander Wagner, das zur Eröffnung der Ausstellung live im den Räumen des Neuen Kunstvereins stattfinden sollte. Stattdessen hat Jung zusätzlich eine Geschichte vom kleinen Elefanten geschrieben, der aus der DDR kommt und eines Tages in einem Wuppertaler Einkaufszentrum aufwacht. Diese „post-koloniale“ Geschichte, wie Jung sie nennt, soll auch als Künstlerbuch beim Neuen Kunstverein erscheinen.

bananen-wuppertal.de